

Feuilleton

Vor einem Hauseingang in einem Hinterhof in der Potsdamer Straße stand am frühen Donnerstagabend eine junge Frau, sie sah hübsch und ein bisschen aufgeregt aus – und als eine kleine Gruppe vorüberging, in deren Mitte sie den einen oder anderen Kunstkritiker erkannte, rief sie: „Kommen Sie, kommen Sie doch bitte herein! Sie sind alle herzlich eingeladen zur Ausstellungseröffnung. Es gibt etwas zu trinken, es gibt gutes Essen. Kommen Sie doch!“

Natürlich ist keiner hineingegangen, man geht ja auch nicht in italienische Restaurants, vor deren Eingangstür der Patron steht und seine eigenen Nudeln anpreist. Außerdem war nicht viel Zeit; vier, fünf Häuser weiter wartete, in seiner Galerie, Martin Klosterfelde, der versprochen hatte, uns die neueste Installation des Künstlers John Bock vorzuführen. Als wir eintraten, war es ruhig, dann machte der erste Besucher einen Schritt in ein Zimmer, und ohne dass ein Mensch in der Nähe gewesen wäre, krachte eine Tür zu und ging wieder auf, eine Bodenleiste löste sich von der Wand und schlug mit enormem Lärm gleich wieder an den alten Platz zurück. Ein Fenster klapperte. Es war erst ein Schreck und dann ein Vergnügen, es war wie Kino, durch das man hindurchspazieren konnte. Einer streckte den Kopf schnell durch die Geistertür, einer versuchte, den Bewegungsmelder zu überlisten. Und wer vorhatte, sich diesem Kunstwerk still, andächtig und ehrfürchtig zu nähern und es nach seiner Bedeutung zu befragen, der wurde vom profunden Unerst der anderen Besucher und des Galeristen sehr drastisch davon abgehalten.

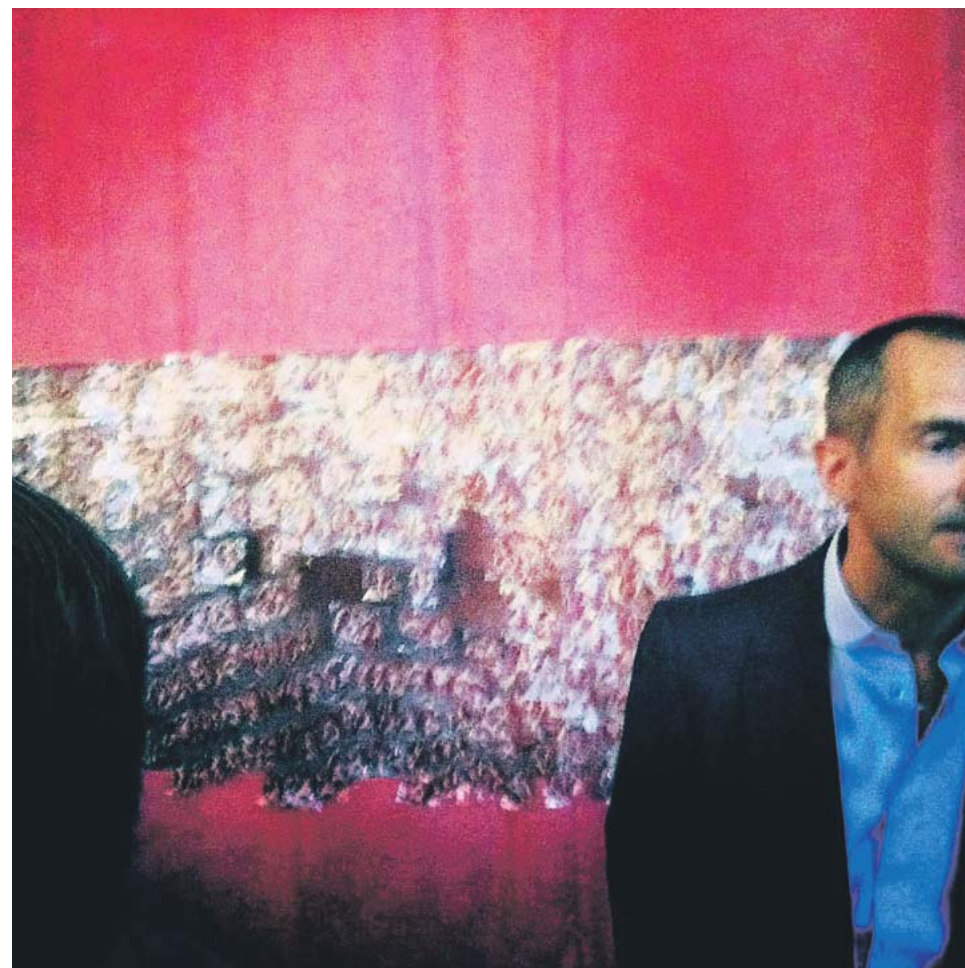
Als wir eilig wieder gingen, weil in wenigen Minuten in dem Hinterhof, aus dem wir gekommen waren, die deutsche Ausgabe des sehr ernstesten Kunstmagazins „Frieze“ vorgestellt werden sollte, als wir also kurz herumstanden auf der Potsdamer Straße, die selbst jetzt, im Frühling, eine unwiderlegbare Trostlosigkeit hat, woran auch die vielen Galerien, die sich hier ansiedeln, seit in Berlin-Mitte die Mieten unbezahlbar geworden sind, nur insofern etwas ändern, als sie ihrerseits hier die Mieten hochtreiben – als wir also, um es mal anspruchsvoll zu benennen, einen Moment lang innehielten: Da stellte sich naturgemäß die Frage, ob jetzt nicht die ganze Gruppe besser fünf U-Bahn-Stationen weiterfahren sollte, zum Kottbusser Tor nach Kreuzberg, wo, wie wir von Freunden und aus der Lokalpresse wussten, an einer durchaus john-bockhaften Monumentalplastik gearbeitet wurde, die man auch gerne im Werden beobachtet hätte. Seit dem Donnerstag, so hieß es, arbeiteten dort die Ladenbesitzer und Angestellten mit viel Holz, mit Nägeln, Schrauben, Hammern und Sägen daran, ihre Fenster schon mal zu verbarrikadieren für die Walpurgisnacht, in welcher heftige Krawalle erwartet wurden.

Es war, zum siebten Mal, Gallery Weekend in Berlin, und dass dieses Ereignis auch in diesem Jahr wieder zusammenfiel mit revolutionärer Walpurgisnacht und dem krawalligen ersten Mai: Kann schon sein, dass das bloß ein Zufall ist – es hat trotzdem eine große Stimmigkeit. Es gehören ja der Krawall, einerseits, und andererseits die Bilder, Images und Inszenierungen zu den wenigen Dingen, welche Berlin auf Weltniveau produziert; Krach und Bilder, das sind die größten Exportschlager dieser Stadt, und aus einem gewissen Abstand betrachtet, erkennt man auch, dass beides, Inszenierung und Krawall, die Grundbestandteile beider Veranstaltungen sind. Nur das Mischungsverhältnis ist jeweils ein anderes.

„Just what is it / that makes / the poor / so patient / so quiet?“ Das, so haben wir es auf einem Foto gesehen, steht, so sauber und lyrisch hingespürt wie ein Gedicht, auf einer Hauswand in einem sogenann-



John Bocks Installation in der Galerie Klosterfelde



Schinkenkunstwerk in der italienischen Botschaft, fast schon leer gegessen

Der Krach und die Bilder

Die Kunst blüht, die Kunst ist an der Herrschaft, die Kunst lächelt dich an: Unterwegs auf dem Gallery Weekend in Berlin

ten Problemerkiz. Es könnte aber auch an der Wand der Galerie KOW in der Brunnenstraße stehen, in dem dunkelgrauen Souterrain, in dem aber stattdessen ein Mann stand und die Wand anstarrte. Er sagte nichts, er durfte auch nicht angesprochen werden. Und die Besucher flüsterten einander die, dass Santiago Sierra den Mann da hingestellt habe; dass der Mann

Man hatte Food Art angekündigt. Doch als wir ankamen, war das Schinkenkunstwerk schon aufgeessen.

ein Afghanistan-Veteran sei, ein ehemaliger Soldat mit schweren Traumata – aber selbst wenn es ein gemieteter Student gewesen wäre, hätten dieser Anblick und die Vorstellung, dass er stundenlang die Wand anstarrte, den Kunstsinne der Besucher überfordert; und die extrem gute Laune, die man, zum Beispiel, aus der Galerie Eigen & Art mitgebracht hätte, wo Olaf Nicolai sein rätselhaftes Werk „Warum Frauen gerne Stoffe kaufen, die sich gut anfühlen“ präsentierte, diese Laune wäre, zumindest vorübergehend, zerstört gewesen.

Hunderte sogenannte gewaltbereite Chaoten, so geht das Ge-

rücht, seien schon eingesickert in die Stadt. Fast tausend internationale Sammler, so haben es die Berliner Zeitungen geschrieben, seien zum Gallery Weekend angereist, und wir Nichtsammler fragten uns gleich, wie man sich diese Leute vorzustellen habe: Sichern auch die Sammler ein? Bilden sie Menschenketten von einer Galerie zur anderen? Oder gehen tausend Sammler fremd und staunend durch Berlin, so wie tausend-undein Chinesen, die einst Ai Weiwei zur Documenta nach Kassel schickte?

Wir sind dann doch nicht nach Kreuzberg gefahren. Wir mussten zur offiziellen Eröffnungsfeier der Gallery Weekend in die italienische Botschaft – und dass das genau der richtige Ort dafür war, merkte man daran, dass Herr Schröder schon da war. Herrn Schröder trifft man fast überall, wo hohe Kunst und Feierlaune zusammentreffen, und meistens ist Hans-Reiner Schröder, Botschafter der Firma BMW in der Hauptstadt und so münchenerisch, als hätten ihn sich zwei Norddeutsche nach der zweiten Maß Edelstoff ausgedacht, auch der Mann, der am Schluss die Rechnungen bezahlt. Neulich hat er die Feiern zum Geburtstag der italienischen Einheit gesponsert und zum Fest extra Claudia Cardinale nach Berlin geholt. An diesem Abend war er einfach nur zu Gast und schien sich gut zu amüsieren.

Was haben die Bayern mit der italienischen Botschaft zu tun? Das war die Frage, die natürlich gestellt werden musste. Herrn Schröders Antwort lief darauf hinaus, dass die Münchner Firma sich quasi verpflichtet fühle, außer dem münchenerischen Kunstsinne auch die Italianità in die Preußenhauptstadt zu bringen. Ist Munification die höchste Form der Gentrification?

Und Seine Exzellenz, der Botschafter Italiens, der charmante und kluge Michele Valensise, weiß schon auch, was er da tut, wenn er sich die Künstler, die Galeristen, die ganze Feierlaune in die Botschaft holt: sitzt in diesem neoklassizistischen Bau, dessen Architektur man schon auch faschistisch nennen darf; muss sich anhören, wie sein Regierungschef selbst von Unionsleuten verhöhnt wird; muss dauernd die absurdesten Nachrichten aus Italien verwalten. Da sind die Kunstleute natürlich das perfekte Gegengift – so wie die fröhlichen Dries-Van-Noten-Kleider der Damen, die schmalen Kris-van-Asche-Sakkos der Herren das beste Gegengift sind gegen den traditionellen Stil Berlins, mit Anzügen, deren Schnitt an die Kubatur des Stadtschlösses erinnern, mit Frisuren, die ein Fall sind für die Denkmalschützer und Archäologen.

Manche hatten erzählt, es werde großartige sogenannte Food Art geben in der Botschaft, aber wir kamen zu spät, das große Schinkenkunstwerk war fast weggegessen –

und ein bisschen zu spät waren wir auch zur Eröffnung der Ausstellung von Ai Weiwei. Draußen, im Hof der Galerie Neugerriemschneider konnte man eine Protestnote gegen die chinesische Regierung unterschreiben, an der Wand hing, riesengroß, das Spruchband „Where is Ai Weiwei?“, und drinnen stand schon der Bundesaußenminister, machte ein künstlerisches

Sie flüsterten, das Kunstwerk dürfe nicht angesprochen werden, es sei ein Soldat mit schweren Traumata.

Gesicht und ließ sich erläutern, was es mit dem toten Holz der künstlichen Bäume und den Porzellanklötzen, die da fremd und unverstänlich standen, so auf sich habe. Und es waren aber die Leibwächter mit ihren breiten Schultern und den gefährlichen Gesichtern, welche die Bedrohlichkeit von Ai Weiweis Inszenierung in den richtigen Gesamtzusammenhang stellten. Wowereit, so wurde erzählt, sei auch schon da gewesen und habe, wie Westerwelle, damit ein Zeichen gesetzt – und das war der Moment, in dem wir, die wir Ais Kunst nicht immer verstehen, seinen Humor aber manchmal schon,

vom Verdacht ergriffen wurden, dass Ai Weiwei noch aus der allergrößten Ferne sich seine Kalauer auf die deutschen Verhältnisse macht: Wowereit. Westerwelle. Ai, Weiwei. Am Abend sollte es ein Essen zu Ehren des verschwundenen und vermissten Künstlers geben, in Berlins bestem Restaurant. Wir waren froh, dass wir nicht eingeladen waren. Am Ende wäre, wer von Tim Raues gutem Essen die entsprechende Laune bekommen hätte, hinausgeflogen wegen Pietätlosigkeit.

Es blieb ein milder Abend, am Schöneberger Ufer feierte Esther Schipper die Eröffnung ihrer neuen Galerie, ich stand gegen Mitternacht im Innenhof, trank ein Bier aus der Flasche und fragte mich, ob ich mich jetzt doch mal fragen solle, was das alles zu bedeuten habe, und anscheinend war es meine Osterferienbräune, die absolut unberlinerische Färbung meines Gesichts, die einen Mann, der, mit Einstecktuchlein und farbig schön darauf abgestimmtem Seidenschal, sofort als Sammler identifizierbar war, dazu animierte, mich anzusprechen.

Es ist schwierig, sehr schwierig, sagte er.

Es ist ganz leicht, antwortete ich, weil mir nichts Besseres einfel.

Der Sammler ging weiter und lächelte beglückt.

CLAUDIUS SEIDL

Siehe auch Kunstmarkt, Seite 59

Ihr Leben

Zum Tod von Teofila Reich-Ranicki

Hier auf Piotrkowska, der Hauptstraße von Łódź, hat es begonnen. Eine Querstraße weiter stand damals und steht heute noch das „Hotel Savoy“, Schauplatz des gleichnamigen Romans von Joseph Roth aus dem Jahr 1924, in dem die Welt der Juden Osteuropas in Flammen aufgeht und der Kriegsheimkehrer Gabriel Dan sich in die schöne Stasia verliebt und Roth über diese Liebe schreibt: „Lebendiger wurden die lebendigen Dinge, hässlicher die gemeinsam verurteilten, näher der Himmel, untertan die Welt.“

Es war im Herbst 1939, nach dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht in Polen, als ein paar Meter von diesem „Hotel Savoy“ entfernt ein gut gelaunter deutscher Soldat dem Textilfabrikanten Pawel Langnas eine Ohrfeige gab. Einfach so, aus Übermut, weil man Juden eben jetzt ohrfeigen durfte, ohne Grund. Damit begann der psychische Zusammenbruch des Vaters von Teofila Langnas, die alle Tosia nannten. Er zog mit seiner Familie kurz danach nach Warschau. Am 21. Januar 1940 hat er sich, als seine Frau und seine Tochter kurz in der Stadt waren, um Besorgungen zu machen, in der gemeinsamen Wohnung erhängt.

Wir alle kennen die Geschichte, wir wissen, seitdem es Marcel Reich-Ranicki in seiner Autobiographie aufgeschrieben hat, dass er, der damals Neunzehnjährige, in die Unglückswohnung kam, noch bevor der Notarzt eintraf, um den Tod festzustellen. Dass ihn das ebenfalls neunzehnjährige Mädchen weinend in ein anderes Zimmer führte, dass sie sich dort nebeneinandersetzten und er ihr von einem Film mit Emil Jannings erzählte, und wir kennen die Worte von Marcells Mutter: „Kümmere dich um das Mädchen.“ Er hat sich gekümmert, mehr als siebzig Jahre lang, er sich um sie und sie sich um ihn. Allein, das haben beide immer wieder gesagt, hätte keiner von ihnen das Getto überlebt. Sie haben sich gegenseitig das Leben gerettet.

Ein Paar wie kein zweites. Gemeinsam sitzen sie da, auf zwei Sesseln, inmitten des Gedränges auf den Buchmessenempfangen der F.A.Z., gemeinsam in ihrer Frankfurter Wohnung, sie auf dem Sofa, wie immer, rauchend. Ein Reporter tritt ein, wartet etwas zu lange mit seiner ersten Frage, Marcel Reich-Ranicki sagt: „Ach, ich kann auch einfach vier Stunden über Joseph Roth sprechen“, Tosia Reich-Ranicki lächelt dazu, raucht und hilft dem Reporter die Scheu zu überwinden und zur ersten Frage zu finden.

Sie hat ein unglaubliches Leben geführt, hat Unglaubliches erlebt. Sie wollte eigentlich Grafik studieren in Paris, das hat sie dem jungen Marcel gleich erzählt, als sie sich kennenlernten. Sie war eine außergewöhnlich talentierte Zeichnerin. Es ist alles ganz anders gekommen. Ein anderes Leben. Wer sie nie erlebt hat, konnte glauben, sie habe ein Leben im Schatten Marcel Reich-Ranickis geführt. Wer sie kennengelernt hat, weiß, dass das nicht stimmt. Die beiden gaben sich Sonne und Schatten zugleich.

„Wir sind dazu da, das Leben nicht von uns zu werfen, sondern zu bezwingen“, hatte Emil Jannings in dem Film gesagt, von dem Marcel seiner späteren Frau in dem Moment größten Unglücks erzählt hatte. Sie haben es gemeinsam bezwungen.

Am Freitag ist Teofila Reich-Ranicki im Alter von 91 Jahren in Frankfurt gestorben.

Volker Weidemann



Foto: Barbara Klemm



ENTROPIE

Warum Birgit Minichmayr nicht mehr „Lulu“ sein wollte, Seite 26

ATOPIE

Und immer wieder lockt die Geistermaske – „Scream 4“ kommt ins Kino, Seite 24

UTOPIE

Hans Joachim Schellnhuber fordert einen neuen Gesellschaftsvertrag, Seite 28

Premieren	24
Nackte Wahrheiten	27
Kleine Meinungen	30
Pro & Contra	30
Fernsehen	32